

En Gräbern.

Gedämpfter Trommelschlag ertönt —
Durch's Thor des Friedhofs, mit umflorten
Fahnen
Zieht eine Truppe alter Veteranen —
Schon lang' sind Nord und Süd versöhnt;

Die Waffen hat der Feind gestreckt,
Und lange schon sind Gegner Freunde
wieder,
Doch nicht vergessen sind die Heldenbrüder,
Die nun der Grabeshügel deckt. —

Heut' gilt es, denen, die da ruh'n
Den ew'gen Schlaf in friedlichem Ge-
lände,

Der Sitte treu durch eine Blumenspende
Gewohnten Liebesdienst zu thun.

Dem Zuge folget ein Gespann,
Mit Kränzen und mit Fähnlein reich be-
laden,

Zu all' den Gräbern ihrer Kameraden,
Der Kiste nach von Mann zu Mann.

Das erste Grab ist nun erreicht:
Mit ernstern Mienen schau'n die Waffen-
brüder

Auf des gefall'nen Freundes Stätte nieder,
Ein kurz' Gebet zum Himmel steigt.

Ein Kranz wird auf das Grab gelegt —
Ein Fähnlein — roth, weiß, blau mit wei-
ßen Sternen —

Entfendet flatternd seinen Gruß dem Fernen,
Und weiter sich der Zug bewegt.

Ein alter Veteran bleibt steh'n —
Stumm sieht er vor sich hin in ernstern
Denken:

„Auch mir wird man bald Kranz und
Fahne schenken,
Ruh' sanft, mein Freund, auf Wieder-
seh'n!“

In Sachen Wirz.

Von Wm. Kaufmann.

Vor einigen Monaten habe ich zwei illustrierte Artikel über die Behandlung der nördlichen Kriegsgefangenen im Bürgerkrieg veröffentlicht. Ich hatte mich darin einer möglichst objektiven Schilderung befleißigt, habe aber die Erfahrung machen müssen, daß selbst jetzt, 41 Jahre nach Beendigung des Krieges, der alte Parteihader noch immer nicht ganz erloschen ist. Denn es sind mir verschiedene Profile aus beiden Lagern zugegangen. Der einen Partei habe ich längst nicht stark genug auf die Con- föderierten = Bande geschimpft, der anderen Partei schienen meine An- gaben noch immer viel zu sehr übertrie- ben.

Es wäre vollständig zwecklos, wenn ich mich mit diesen Kritiken hier



„Zu den Waffen“
Figur auf dem Stollagen Soldaten-
monument in Troy, N. Y.

ausführlich auseinanderzusetzen wollte. Denn diese Herren werden stets auf ihrem einseitigen Standpunkte behar- ren. Sie können gar nicht anders. Sie können sich kein objektives Bild jener Zeit darstellen und so viele Ver- bitterungen auch seitdem stattgefun- den haben, in den innersten Herzens- falten der Kämpfer aus jener Epoche bleibt stets haften ein Tropfen Gift, ein letzter Rest des alten Ha- bers. Dazu kommt auf der einen Seite der Triumph des Siegers, auf der anderen Seite die Bekämpfung für eine verlorene Sache getritten zu haben. Bei so ungeheuren Gegen-

sätzen, wie sie sich während des ent-
scheidenden vierjährigen Ringens her-
ausbilden mußten, ist eine völlige
Ausöhnung unmöglich.
Nur eine Entgegung meiner
Kritik möchte ich hier beilegen, denn
es betrifft eine viel umstrittene
Sache von allgemeinem Inter-
esse. Ich hatte erklärt, daß der
„Kerkermeister“ von Andersonville, der
Schweizer Wirz, als Sünder
so d. g. gehängt worden sei. Das hat
mir ein paar entrüstete Briefe einge-
tragen, deren Inhalt darin gipfelte,
daß „das Schicksal Wirz den am
Galgen erlittenen Verbrecherperioden
tausendmal verdient habe.“

Die Anklageschrift und das Urtheil
gegen Wirz sind umfangreiche Do-
kumente. Darauf einzugehen, ohne
ein Buch zu schreiben, ist eine Unmög-
lichkeit. Aber Jeder, der gute jene
Dokumente liest, wird sich des Ein-
drucks nicht erwehren können, daß sie
von Parteihader diktirt sind und daß
sie in dem Bestreben stehen, die
Schuld eines ganzen Volkes, einer
ganzen von Jant und Haber durch-
wühlten Periode abzuwälzen auf das
Haupt eines Einzelnen. Wollte der
Nord, nach seinem endlichen
Sieg, diejenigen strafen, welche nach
seiner Anschauung als Landesverrä-
ther gelten, so war er darin unge-
hindert. Aber es wurde der Grund-
satz aufgestellt und öffentlich prokla-
mirt, daß eine solche Bestrafung un-
terbleiben müsse. Man hat Jess. Da-
vis sein Haar gekrümmt, man hat sie
alle laufen lassen, die „Verräther“ —
nur diesen einen Mann, diesen
Wirz hat man gehängt.

Man könnte ja einwenden, was be-
deutet das viel, anlässlich der sicherlich
zahlreichen übrigen Justizmorde, welche
während des Krieges vorgekommen
sind. Wie viele von den Hunderten
von Todesurtheilen, welche von heis-
rigen Parteien an soj. Spionen voll-
streckt worden sind, mögen Unschuldige
getroffen haben? So geht es stets
im Kriege. Das wäre wohl aus den
armen Leuten gemorden, welche die
Bauern nach der Schlacht von Würz
gefangen hatten, wenn der deutsche
Kronprinz zwei Stunden später ein-
getroffen wäre? Der Kronprinz hat
die Leute begnadigt. Wie viele Un-
schuldige, den Erzbischof an der Spitze,
wurden erst die Pariser Communen
erschossen haben, wie viele andere Un-
schuldige wurden später als Commu-
nards von der regulären französischen
Regierung erschossen?
Das war im Kriege. Aber Wirz
wurde verurtheilt nach Friedens-
schluß, längst nachdem die sogenannte
„era of good feeling“ bereits pro-

klamirt worden war. So ist der Fall
Wirz ein ganz anderer.

Vor mir liegt ein Buch, welches
der ehemalige Gefangene in Ander-
sonville, der Deutsche Hermann A.
Braun, in Milwaukee im Jahre 1892
bei der hiesigen Verlagsanstalt
hat erscheinen lassen. Dieser Braun
war ein Augenzeuge jener Gräu-
el, wie es die Anklage gegen Wirz wa-
ren, aber Braun nimmt Wirz in
Schutz. Braun sagt, daß die Zu-



So zogen sie einst in's Feld.

stände in Andersonville besser wa-
ren, als in anderen südlichen Gefan-
genisssitzen, namentlich besser waren
als in Danville, Wirz, und in Flo-
rence, Florida. Allerdings waren sie
noch immer schlimm genug in Ander-
sonville, aber sie waren doch besser
als anderswo. Braun behauptet aus-
drücklich, daß Wirz befehlen war, die
Zustände nach Kräften zu bessern.
Aber der wohlmeinendste Mann der
Welt wäre in seinen Bemühungen ge-
scheitert als Gefangnisdirektor von
Andersonville.

Wer kann mehr geben, als er selbst
hat? Wer kann 30,000 Mann spei-
sen mit den Mitteln, welche für viel-
leicht 15,000 zugeschnitten sind? Wer
kann sechs Mann in einem Bett legen
und zugleich danach sehen, daß alle
sechs bequem liegen? Wer kann vier-
tausend frante Menschen in einem
Hospital zurecht versorgen, welches
höchstens für 800 oder für 1000
Menschen eingerichtet ist? Wer kann
die Kost, welche für Sünder ge-
braucht ist, so verringern, daß sie auch
Nordländer befriedigt? Und so könnte
man tausend Fragen und gleichzeitig
tausend Unmöglichkeiten einer befrie-
digenden Antwort darbieten.

Die Hauptursache, die Quelle aller
Leiden der Gefangenen in Anderson-
ville bestand darin, daß man die drei-
und vierfache Anzahl von Gefan-
genen auf dem gegebenen Raume zu-
sammenstapelte. Daran aber war
nicht der Gefangnisdirektor Wirz
schuld, sondern die Rebellenregierung,
welche nach Andersonville Tag für
Tag noch Hunderte von Gefangenen
schickte, als das Gefangnis bereits
ungeheuer überfüllt war. Ein Mann
mit dem Herzen eines Grafen Tolstoy
hätte angeht die Maßregel die
Lebensbedingungen nicht verbessern können,
weshalb sich nun herausstellten.

Was die Beköstigung der vielen
Tausende anbelangt, so ist hervorzu-
heben, daß die Rebellenregierung den
Gefangenen dasjenige gab, was sie
geben konnte. Das war Maismehl
und Bacon, sowie Reis und Bohnen.
Dabei lebten die Leute im Süden,
dabei lebten sie ja auch noch heute.
Die eigenen Soldaten der Conföder-
ierten wurden so gespeist. Aber die
Lebensweise der Nordländer war eine
ganz andere. Sie waren bessere Kost
gewöhnt. Maismehl konnten die We-



So ziehen sie jetzt zu den Gräbern.

nigsten vertragen, namentlich nicht,
wenn es in rohem Zustande verzehrt
werden mußte. Wurde es in Brod-
form gerichtet, so war es zwar etwas
bestimmlicher, aber da die Bäckereien
in ungenügendem Zustande einrich-
tet waren, so hatte das Brod meistens
eine feineharthäutige Kruste und einen schleim-
igen, weichen, gährenden Inhalt.
Nun erzeugt eine Kruste, deren Haupt-
bestandtheil Maismehl ist, bei Leuten,
die nicht daran gewöhnt sind, sofort
Diarrhoe, namentlich in Verbindung
mit Wasser, das oft verfaulen war,
das aber bei der schrecklichen Hitze von
den durstenden Gefangenen in Masse
getrunken wurde. Man gebe einem
Magenkranken stets genau dieselbe
Kost, welche die Magenkrankung er-
zeugt hat, und was wird das Resultat
sein? Notwendigerweise eine sich

ständig steigende Verschlimmerung
des Leibes, ein chronischer Magen-
katarrh, der schließlich zum elenden
Siechtum führt. Da aber Wirz den
Gefangenen nichts anderes zu geben
hatte, als diese gleiche gesundheitsmi-
drige Kost, welche seine eigenen Leute,
seine Wachtmannschaften und Gefan-
genhelfer selbst aßen, und weil sie
daran gewöhnt waren, auch die
gen, so kann man doch auch nicht ihn
verantwortlich machen für die Folgen
dieser mangelhaften Ernährung der



So zogen sie einst in's Feld.

Gefangenen. Wirz war kein Moses,
er konnte nicht Manna regnen lassen.
Er konnte keine anderen Nahrungs-
mittel liefern, als seine Regierung
ihm zur Verfügung gab.

Und er konnte auch nur wenig für
die eigentlichen Kranken thun, denn
es fehlte ihm an Medizinern. Das
war zum großen Theil die Schuld der
Washingtoner Regierung, welche Kran-
ke nehmlich als Kriegscontrabande be-
handelte. In Folge dieser Maßregel
sind viele, viele Tausende von
Menschen im Süden — abgesehen von
den Gefangenen — eines elenden To-
des gestorben.

Behält man diese Umstände im
Auge, so erscheint die Schuld dieses
verurtheilten Mannes in einem ganz
anderen Lichte. Aber es wurden ihm
auch Grausamkeiten vorgezogen, zwei
Gefangene soll Wirz mit dem Revolver
erschossen haben, Flüchtlinge wur-
den in den Straßfuß gelegt oder an
den Daumen aufgehängt. Wer denkt
da nicht an das finstere Mittelalter!
Aber gemacht, lieben Freunde, diese
selben Strafmittel waren in der glo-
riösen Armee Dntel Sam's allgemein
gebräuchlich, noch lange nach dem
Kriege und sogar mitten im Frieden.

„Mit Bluthunden hat Wirz die
Flüchtlinge hehen lassen,“ heißt es
weiter. Nun aber ist, namentlich auch
von Jefferson Davis, später nachge-
wiesen worden, daß es niemals Blut-
hunde in Andersonville gegeben habe,
sondern nur einige Hirschkunde und
Fuchshunde. Die mögen auch bis-
genug gewesen sein, und daß Flücht-
linge mit Hunderten verfolgt wurden,
ist sicher. Jedoch ist dies zu erwä-
nen: Die Fluchtversuche wurden fast
ausschließlich von solchen Gefangenen
unternommen, welche zum Holzsam-
eln auf Parole in den angrenzenden
Wald gelassen waren. Ihnen war
vorher das Wort abgenommen wor-
den, keinen Fluchtversuch zu machen.
Trotzdem sie es doch, so haben sie es
angeht der ihnen bekannten, damit
verbundenen Gefahren.

Wie denkt man sich das Amt eines
Gefangenenwärters über 30,000 Un-
zufriedene? Und wie knoch waren
die Wachen, welche man Wirz be-
geben hat. Jeder wechselfähige Mann
im Süden stand im Sommer 1864
im Felde. Junge Burken, die noch
nicht selbstfähig waren, bildeten die



So ziehen sie jetzt zu den Gräbern.

Wachtmannschaften. Und da soll
Einem Direktor sein und die Diszi-
plin aufrecht halten und sich nicht
dem Verdachte aussetzen, zu harten
Mitteln gegriffen zu haben! Es ist
bekannt, daß sich unter den Gefan-
genen selbst eine Räuberbande gebildet
hatte, welche im Gefangnis die eige-
nen Kameraden beraubte und ermor-
dete! Das läßt doch darauf schlie-
ßen, daß unter den 30,000 Mann
nicht ausschließlich saubere Kerle wa-
ren. Wirz gestattete, daß die Gefan-
genen eine eigene Polizei organisierten,
welche die Räuber verhaftete. Dies
wurden dann von den eigenen Kame-
raden prozessirt und sechs dieser Räu-
ber wurden aufgehängt. Aber wie
erging es Denjenigen, welche freige-
sprochen wurden? Sie mußten Spieß-
ruten laufen durch Wälder, welche

von den Gefangenen gebildet wurden.
Diese freigesprochenen wurden verur-
theilt, gefesselt, gefoltert, den fürch-
terlichsten Mißhandlungen ausgesetzt.
Solche Grausamkeiten vollführten die
eigenen Kameraden an den Unthun.
Aber man entschuldigt sie mit dem
Worte „Nothwendigkeit“. Wirz dagegen
muß büßen für die Schuld seiner
Vorgesetzten und seiner Regierung.

Wirz war nicht der selbständige
Verwalter des Gefangnisses, sondern
der Untergebene des Generals W. S.
Wilder, welcher die Verantwortlichkeit
für das Gefangnis der conföderirten
Regierung gegenüber trug. Wenn G.
E. n. e. besonders verantwortlich gemacht
werden kann für die Schreden von
Andersonville, so war dies General
Wilder und nicht sein Untergebener,
Capt. Wirz. Wer dieser Wilder
war, darüber haben wir das Urtheil
eines conföderirten Officiers,
welcher von Jefferson Davis nach
Andersonville geschickt worden war,
um die Zustände dort zu untersuchen
und darüber zu berichten. Jener Of-
ficier, Col. D. T. Chandler, meldet
am 5. August 1864 an seine Regie-
rung: „Es sollte ein Wechsel im Com-
mando des Postens eintreten, General
Wilder sollte ersetzt werden durch
einen Mann, welcher Energie und ge-
sundes Urtheil vereinigt mit hu-
manen Gefühlen und ein ig-
er Rückblick auf die Wohlthat
und den Comfort der großen Zahl
von Unthunlichen, die unter seiner
Controlle stehen; durch einen Mann,
der nicht mit kaltem Blut die Gefan-
genen in ihrer gegenwärtigen Lage
beläßt, bis deren Noth durch die
Sterblichkeit genügend reduziert wor-
den ist, so daß die gegenwärtigen An-
rangements ausreichen für die Accom-
modation der Gefangenen!“

Hier erklärt also der Angehörige
der conföderirten Regierung, daß
Wilder den Plan verfolgte, die Leute
hinterher zu lassen, bloß damit das
Gefangnis nicht vergrößert zu wer-
den brauchte! Wilder wird vor
seiner eigenen Regierung als Nicht-
emacher angeklagt, nicht
Wirz. Ja, Col. Chandler erklärt
sogar, daß Wilder ihm gesagt habe:



Kampf um eine Batterie. Schlacht bei Murfreesboro.

„es sei besser, daß die Hälfte der Ge-
fangenen stirbe, als daß man die
Fürsorge für die Leute habe.“ (it
was better to see half of them
die, than to take care of the
men.)

In Folge dieses Berichtes wurden
einige Wochen später große Massen
der Gefangenen von Andersonville nach
anderen Gefangnisssitzen gebracht.
Aus Chandler's Bericht geht klar
heraus, wie für Andersonville verant-
wortlich war, nämlich der General
Wilder (ein Mann, der sich ebenfalls
nach Chandler) damit brühtete, nie
einen Fuß in das Gefangnis gesetzt
zu haben. Aber diesem eigentlich
Schuldigen (wenn einem Einzelnen)
wurde kein Haar gekrümmt, sondern
Wirz wurde prozessirt und gehängt.

Ich bedauere, nur oberflächlich auf
das Material eingehen zu können.
Aber das Material ist zu groß. In-
teressirte verweise ich auf das Braun's-
che Buch.

Ich kann mich nicht des Eindrucks
erwehren, daß das Vorurtheil gegen
Wirz besonders genährt wurde da-
durch, daß er ein Foreigner war.
In den Anklagen wurden stets die
albernen Miße geriffen über die
schlechte Aussprache des Englischen
Seitens des Wirz. Wozu das?
Wirz war ein gebürtiger Mann, der
drei Sprachen fließend schrieb und
sprach, aber als Schweizer konnte er
niemals eine gute Aussprache des
Englischen erlangen.

Wirz stammte aus einer angehe-
nen Familie in Zürich, kam 1849
nach Amerika, lebte lange als Arzt in
Louisiana, wurde als Capitän in der
ersten Schlacht von Bull Run schwer
verwundet und dann als Cleric von
der Rebellen = Regierung beschäftigt.
Ende April 1864 wurde er Gefan-
genenwärter. Er fand das Gefangnis
fertig und fast überfüllt vor, bewirkte
aber bald einen Anbau. Sein Ruf
war bisher tadellos gewesen. Cor-
ruption wurde ihm niemals vorge-
worfen.
Jeber Versuch, dem Wirz diejenige
Gerechtigkeit widerfahren zu lassen,

welche ihm die Geschichte schuldig ist,
steht bis heute den herrschenden Vorurthei-
len so aus, als wollte man alle
seine Maßnahmen und Handlungen
guthießen. Nichts liegt mir ferner,
als das. Wirz war sicherlich kein
Engel, aber er war auch nicht der
Teufel, als welchen ihn die Zeitge-
schichte gelten läßt. Mit war nur
die Aufgabe gestellt, die Behauptung
aufrecht zu erhalten, daß Wirz als
Sünder den Verbrecherperioden erlitten
hat.

Lincoln bei Grant.

Dst machte Abraham Lincoln wäh-
rend des Krieges von Washington
aus Ausflüge nach dem nahegelegenen
Kriegsschauplatz. Und fast immer
kehrte er tummelvoll den Rücken da-
von zu. Denn selten fand sein
Rath bei den commandirenden Ge-
neralen eine Würdigung. Die Officiere,
namentlich die maßgebenden, betrach-
teten Lincoln als einen Civilisten, der
sich nicht in die Kriegsführung einzu-
mischen habe. Dazu hätten sie ja
auch ein Recht gehabt, wenn sie selbst
in militärischen Dingen so gewaltig
erfahren über Lincoln gewesen wären.
Aber diese Generale hatten eigentlich
recht wenig vor Lincoln in militäris-
chen Dingen voraus. Ihre Heerfüh-
= Qualifikationen, soweit man
von solchen überhaupt bei Leuten wie
McClellan, Meade u. s. w. reden
kann, hatten sie sich erst in neuester
Zeit erworben. Lincoln aber, ein
Mann von bedeutenden Geistesgaben,
hätte den Krieg mit dem lebhaftesten
Interesse verfolgt. „nd hatte sich, da
er der einzige Dauernde im Com-
mando blieb, während die Comman-
dierenden beständig wechselten, eine
sicherlich meistens unterschätzte militä-
rische Kenntniss angeeignet. Wer weiß,
welchen Verlauf der Krieg genommen
hätte, wenn Lincoln in denselben
Maße auf seinem militärischen Ober-
commando bestanden hätte, wie es
Jefferson Davis, der Präsident der
Conföderirten, stets gethan hat. Groß-
hete Dummheiten, als von den Feld-



Kampf um eine Batterie. Schlacht bei Murfreesboro.

herren der Nordarmee gemacht wur-
den während der ersten Jahre des
Krieges, hätte der Oberbefehlsherr
Lincoln sicherlich nicht gemacht. Aber
es war ein wichtiger Zug in dem
sonst so männlichen Charakterbild
Lincoln's. Er hat sich den militä-
rischen Anordnungen der von ihm er-
nannten Generale doch immer, wenn
auch widerstrebend, gefügt. So waren
Lincoln's Befehle im Hauptquartier
stets nur der Information gewidmet
und nicht der Direction. Bei der
überaus traurigen Kriegsführung
wurde Lincoln's Rathgeber von diesen
Befehlen stets ein Trauerpiel.

Nur der letzte Besuch Lincoln's
im Hauptquartier Grant's war es
nicht. Dieser Besuch fand statt in
Richmond, in der eben eingewonne-
nen Hauptstadt der Rebellen. Die
feindliche Armee war vernichtet, die
Sache des Nordens hatte triumphirt.
Und mit Thränen im Auge dankte bei
der Begegnung in Richmond Abra-
ham Lincoln dem Manne, welchen



Lincoln's und Grant's Begegnung bei
Richmond.

Jahyen vom Zarenhof.

Reizvolle kleine Geschichtchen wer-
den in dem Buche „Six Years at the
Russian Court“ von der Engländerin
M. Casar erzählt, die in den Jahren
von 1898 bis 1904 am Zarenhofe als
Pflegerin der kleinen Großfürstinnen
lebte. Sie spricht mit großer Liebe
von den drei kleinen Prinzessinnen,
die sie zusammenfassend mit folgenden
Worten charakterisirt: „Dga hat
Liebe, Witz und ein schönes Ge-
sicht; Tatiana ist eine regelmäßige
Schönheit; Marie ist so lieb, gut und
artig, daß jeder sie lieben muß; aber
die kleine Anastasia hat einen größ-
eren Reiz als alle Kinder, die ich bis-
her sah.“ Die meisten Geschichtchen
weil die Verfasserin von Dga zu er-
zählen. Eine davon zeigt uns, daß
selbst bei kleinen Großfürstinnen ein
Polizist eine sehr geschätzte Persön-
lichkeit darstellt: Um die Dierzeit
führten wir eines Tages über den
Neostki Prospekt, und die kleine
Großfürstin Dga war gar nicht
artig. Ich suchte sie dazu zu bringen,
daß sie ruhig saß, aber vergebens.
Da sah sie plötzlich ganz still, mit
gestalteten Händen. Nach einiger Zeit
fragte sie mich: „Hast Du den Poli-
zisten gesehen?“ Ich meinte, das
wäre doch nichts Außergewöhnliches,
der Polizist würde ihr nichts thun.
Aber sie antwortete: „Ja, aber der hat
geschrieben: „Ich sah Dga, und sie
war sehr unartig.“ Ich suchte ihr
auszuwandern, daß das sehr un-
wahrscheinlich wäre; sie erwiderte
jedoch ziemlich vorwurfsvoll, daß sie
früher einmal gesehen hätte, wie eine
betrunkenen Frau auf der Straße ar-
rirt worden wäre, und als sie mich
gab, ich möchte doch der Polizei
sagen, sie solle der Frau nichts thun,
hätte ich das abgelesen und gefagt,
daß die Frau wäre unartig gewesen, und
die Polizei hätte recht daran gethan,
sie festzunehmen. Ich sagte also aus-
einandergesprochen, daß das sehr
unartig sein müßte, bevor die Polizei
einen in's Gefangnis stelte.
Am Nachmittag erzählte sie auch die
große Geschichte ihrem Vater und
fragte ihn dann, ob er schon je in's
Gefangnis gefahrt worden wäre; der
Zar antwortete, er wäre nie unartig
gewesen, und ich Großfürstin
aber meinte: „O, wie sehr artig
mußt Du aber immer gewesen sein!“
Als sie eines Tages alle in einen Saal
gingen, und die kleinen Großfür-
stinnen sich Spielzeug aussuchen
sollten, das ihnen am besten gefiel,
sah Dga sich alles genau an, wählte
jedoch den kleinsten Gegenstand, den
sie finden konnte. Auf alles andere,
das man ihr anbot, sagte sie nur:
„Nein, ich danke sehr; ich will es
nicht.“ Als die Erzählerin sie darauf
in eine Ecke nahm und in sie drang,
ihr zu sagen, warum sie nichts haben
wollte, erwiderte sie: „Ach, die schönen
Spielzeuge gehören sicher anderen
kleinen Mädchen, und die würden sehr
traurig sein, wenn sie nun kämen und
sähen, daß ihnen einer alles fort-
genommen hat, während sie nicht da
waren.“ Wie überall, so war auch
in Zar's Hofe Selo der Weihnachts-
baum das höchste Entzücken der Kin-
der. Als er fortgebracht wurde,
herrschte die größte Trauer. Als
nun die Kaiserin am Neujahrstage
große Toiletten anlegte, wurden ihre
kleinen Töchter herbeigeholt, um sie zu
sehen. Die kleinen Mädchen waren
höchst entzückt, sie in so prächtigen
Kleidern zu sehen; sie standen einige
Zeit in sprachloser Bewunderung um
sie herum, dann aber stieß die Groß-
fürstin Dga plötzlich in die Hände
und rief begeistert: „O, Mama, Du
bist gerade so schön wie der schöne
Weihnachtsbaum!“ Die kleine Tati-
ana leitete einen hübschen Eder, als
eines Tages der Prinz von Siam
die Kaiserin besuchte. Sie ging lang-
sam mit ihren Schwestern um ihn
herum, ausgenommen höchst amüsiert.
Die Zarin sagte darauf zu der Groß-
fürstin Tatiana: „Komm, gib dem
Herrn die Hand, Tatiana!“ Die
Kleine aber lachte und sagte: „Das
ist kein Herr, Mama, das ist nur ein
Affe!“ In höchster Verlegenheit sagte
die Zarin: „Du bist selbst ein Affe,
Tatiana.“ Da der Prinz lachte aus
vollem Halse. Später wurden er und
die kleinen Großfürstinnen die besten
Freunde. Von Marie wird folgendes
hübsche Beispiel einer kindlichen
Schulfolgerung erzählt: Sie sah eines
Tages am Fenster und sah ein
Regiment Soldaten vordemarschiren.
Das Schauspiel entzückte sie so,
daß sie ausrief: „O, ich liebe diese
lieben Soldaten, ich möchte ihnen
allen einen Kuß geben!“ Ich sagte:
„Marie, kleine Mädchen können nicht
Soldaten.“ Sie antwortete gar
nichts. Ein paar Tage später hatten
wir eine Kindergesellschaft, und die
Kinder des Großfürstlichen Familien
waren unter den Gästen. Einer von
diesen, der gerade zwölf Jahre alt
gemorden war, war eben in das Ra-
dettencorps gefahrt worden und kam
in seiner Uniform. Er wollte die
kleine Cousine Marie küssen, aber sie
legte die Hand auf den Arm und
sagte: „O, halt fort, Soldat.“
Ich sagte: „Marie, ich küsse
keine Soldaten.“ Der Knabe wie-
derum war höchst entzückt, daß er für
einen richtigen Soldaten gehalten
wurde.